

Wir sind die Hardware

Über Viren, Kunstwerke und andere Vergleiche

© Michael Kröger

„...im allgemeinen sehen wir um zu leben. Der Künstler lebt um zu sehen.“

Georg Simmel, *Vorformen der Idee* (1916/17) in: G.S., Aufsätze und Abhandlungen. Ffm 2000, S. 274.

„Wie Könige und Fussbälle muss man auch Kunstwerke intensiv und am Objekt beobachten ...“

Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, 1997, S. 82)

Soeben lese ich in der FAZ (v. 26. Juli 2020, S. 53) ein Interview mit dem Virologen Ralf Bartenschläger des Uniklinikums in Heidelberg, der einen interessanten Vergleich ins Spiel bringt: *Wir sind die Hardware, Viren faktisch die Software*. Es ist ganz reizvoll sich einmal auszumalen, wenn wir diesen speziellen Vergleich einmal auf das Kunstsystem übertragen würden.

Womit also könnten wir, die aktiven BetrachterInnen von heute entstehender Kunst, wohl am besten verglichen werden? Etwa, was nahe liegt, mit einem Virus (und wenn, mit welchem genau?) und wie und womit könnten wir in diesem Vergleich die Software vergleichen? Schon an dieser möglichen Vergleichbarkeit erkennen wir den enormen Reiz, den solche Operationen für unseren Geist bereithalten. Schon Georg Christoph Lichtenberg wusste: „Man muss etwas neu machen, um etwas Neues zu sehen.“ (ca. 1770).

Bleiben wir hier bei der Kunst. Was wäre diese *ohne* die Paradoxien, die entstehen, indem deren Werke *mit* Paradoxien verglichen werden? Indem heute Kunst mit allem und jenem vergleichbar geworden ist, entsteht auch in der Kunst eine höhere Nachfrage nach ihrem gesteigerten Paradoxiegehalt. Es reicht heute nicht mehr ein

Kunstwerk zu produzieren, das wie ein *readymade* aussieht. Es soll auch so funktionieren – also es soll *nicht primär wie Kunst* funktionieren. Wie gut, dass wir uns in Ausnahmesituationen immer wieder mal an Marcel Duchamp erinnern können.

Kunstwerke erscheinen heute wie eine ZIP Datei : alles ist in dieser komprimiert enthalten. Ihre Inhalte müssen nur neu ausgelesen und explizit gemacht werden. Ein Vergleich wie dieser gehören heute zu den neuen Paradoxie-Gebern – ihre Anwendung lassen Kunst gewissermaßen automatisch unvergleichbar erscheinen obwohl sich der Kunstbegriff sich dadurch substantiell nicht verändert, sondern höchstens variiert hat. Wer vergleicht, der tut so, als würde er eine neue Art von Wissen kreieren - und erhöht damit seinen Originalitäts-Status. Dabei ist es nur ein Vergleich, der einen neuen, ungesehenen Aspekt sichtbar macht. Nicht mehr und nicht weniger.

Nach den allgemeinen Fragen des rezeptionsästhetischen Anteils des Betrachters geht es aktuell um dessen spezifische Kompetenz im Zeitalter der Vergleichbarkeit – mit ungeahntem Folgen. Es gibt offenbar Vergleiche, die sich nicht scheuen die Grenzen des Banalen zu berühren oder gar zu überschreiten. Ein Werk mit einer ZIP Datei zu vergleichen, mag interessant klingen aber worin besteht dessen Erkenntnisfortschritt? Vergleiche, so lernt man also, sind möglich, stellen aber die Frage nach ihrer Sinnfälligkeit. Nicht alles, was man vergleichen kann, muss man vergleichen – aber man kann und weiß, dass etwas funktioniert, wenn man Kunst und deren realisierten Sinn miteinander in Beziehung setzt.

Es gibt offenbar also interne Grenzen *und* Steigerungsmöglichkeiten der Operation von Vergleichbarkeit – gerade dann, wenn sie etwas Unvergleichbares zum Vorschein bringen: die Einzigkeit, die etwas sehr Knappes und Seltenes beinhaltet und damit einen entsprechend hohen Wert annehmen und erzeugen kann. Ist das Medium Kunst von heute also wie das Salz aus früheren Zeiten – oder gar so etwas wie die seltenen Erden der Zukunft? Wie auch immer: wer Kunst selbst mit und innerhalb des Formats

eines Vergleichs vergleicht, der übersieht nicht nicht sofort alles, worauf er sich da gerade einlässt. Es muss nicht sofort zu Kunst werden, auch wenn es sie mit Nicht-Kunst zu vergleichen versucht. Aber möglich wird das Unwahrscheinlich-Werden, das Kunst verspricht, auch heute schon. Gerade für Betrachter als Bilderkundige gilt zunehmend: *Man kann nicht nicht vergleichen*. Man sollte es sogar. Und man erkennt: *Kunst macht wach* – wenn Wachheit ein Zustand ist, der uns hilft, Kunst geistesgegenwärtig und damit angemessen zu kommentieren. Nicht zuletzt ein schöner, sprechender Vergleich hält Kunst in Form eines am Leben und verdeutlicht uns, wie hellwach wir mit diesem Format umzugehen uns angewöhnt haben. Oder um eine praktische Formel zu gebrauchen: der frühere *Anteil des Betrachters* ist heute durch die *Operation eines Vergleichens* ersetzt worden.